

Giesener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giesener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.
(Fortsetzung.)

Der Graf starrte Hans Joachim an, als habe er nicht richtig verstanden.

„Sie haben —“ fragte er hochauf.

„Einen Gnadenakt abgelehnt, der für mich nach Lage der Verhältnisse keine Gnade wäre, sondern nur eine Ursache schweren wirtschaftlichen Rückganges und eine Quelle unangesehener Verstimnungen und Mißheftigkeiten.“

„Das verstehe ich nicht, Herr Baron!“

Kalt klang die Antwort und abweisend:

„Es genügt, wenn ich das verstehe, Herr Graf!“

Ein funkelnder Blick lohnte in den schwarzen Augen Wellingerodes auf.

„Sie sind ein Untertan Sr. Majestät des Königs von Westfalen, Herr Baron!“

„Der politischen Karte nach allerdings, meinem Herzen nach und meiner Gesinnung hin ich Preuße.“

„Wir sind darüber unterrichtet,“ sagte der Graf scharf. Gleichmütig verneigte sich Hans Joachim.

„Nun wohl, so werden Sie sich um so weniger darüber wundern können, daß ich die Gnade des Kaisers und Königs nicht annehme. Das Kaiserreich Frankreich und das Königreich Westfalen können mich dadurch nicht anderen Sinnes machen, und der Sinn, den ich hege, macht mich ungeeignet für den Dienst dieser beiden Staaten.“

„Haben Sie aber auch bedacht,“ nahm der Graf das Wort und betonte jede Silbe nachdrücklich, „daß Sie sich durch Ihr Verhalten die Ungnade des Kaisers und des Königs zuziehen müssen?“

„Nun? Nun, Herr Graf? Ich sehe keinen Grund zu einem solchen Nuß. Wenn man aber in Kassel einem ehrlichen Mann ungnädig sein will um deswillen, weil er nicht eine Gesinnung heucheln mag, die er nicht hat, — nun, so werde ich das zu tragen wissen. Ich habe bisher ohne den Hof zu Kassel leben können, — es wird auch weiter gehen.“

„Sehr wohl, Herr Baron. Dann wäre meine Mission hier zu Ende, und ich habe sie als geliehert zu betrachten. Sie werden es als selbstverständlich erachten, daß ich über dieses Ergebnis an die geeignete Stelle berichte.“

„Ganz wie Sie belieben, Herr Graf.“

Wellingerode verneigte sich zum Abschied.

Ganz unmerklich neigte Hans Joachim das stolze Haupt. Als sich die Türe hinter dem Grafen geschlossen, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Sie wollen mich einfangen!“ rief er. „Wahrhaftig! Und sie jähren etwas im Schilde gegen mich, — darüber besteht kein Zweifel. Sieh dich vor, Hans Joachim!“

Nach einem kurzen Nachdenken fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Was will der Kujon in Hohenbergen? Das ist doch

seltzam. Sollte man etwa die Tante Aebtissin unschädlich machen und festsetzen wollen?“

Und sein Gesicht wurde immer ernster.

Als Wellingerode mit seinem Wagen und einer Eskorte von etwa 50 Reitern sich ein gut Stück von Linau entfernt hatte, ließ er halten.

„Herr Kapitän de Salignac!“

Der Gerufene ritt an den Wagenschlag.

„Sie nehmen sofort zwei Begleiter und reiten nach Magdeburg zurück. Dort geben Sie dem Gouverneur dieses Schreiben von mir, — es sei dringend, sagen Sie ihm. Dann kommen Sie ohne Verzug nach Hohenbergen zurück.“

Der Offizier nahm das Schreiben in Empfang.

So aber stand darin zu lesen:

„An den Gouverneur der Festung Magdeburg. Im Namen Sr. Majestät des Königs beziehe ich Ihnen, den Hans Joachim von Sornitz auf Linau hochverrätherischer Umtriebe wegen sofort festzunehmen und gut verwahren zu lassen. Weitere Befehle werden Ihnen zugehen. Graf von Wellingerode, Adjutant Sr. Majestät des Königs von Westfalen.“ — — —

Hans Joachim aber pfliff lustig den Hohenfriedberger Marsch, als er in den Nachmittagsstunden aus seinen Zimmern in den Hof kam und sich den Braunen satteln ließ.

*

Der Braune trabte lustig querselbein auf das Dorf zu. Zuweilen krieg er ein frohes Wiehern aus, für das ihm sein Herr jedesmal liebevoll den schlanken Hals klopfte.

Vor der Schmiede hielt Hans Joachim an. Der Schmied war nicht zu sehen.

„Riezler!“ rief der Jungherr mit Stentorstimme.

Ein Fenster wurde geöffnet.

„Gu'n Dag ol, Jungherr!“

Und weit streckte Riezler seinen Kopf heraus.

„Ich bin all grad bi'n Vesper,“ setzte er hinzu.

„Ich will Euch nicht lange davon abhalten, Riezler, aber ich habe Euch was Wichtiges zu sagen.“

„Ich komm' schon, Jungherr!“

Er verschwand. Ein hübscher, frischer Frauenkopf tauchte am Fenster auf.

„Guten Tag, Frau Riezlerin!“ rief Hans Joachim hinauf.

„Gu'n Dag ol, Jungherr!“

„Was machen die Plitten?“

„Ich dank der Nachfrage, Jungherr, — sie machen gut!“

„Schreien sie den ganzen Tag?“

„Schreien? 'n ganzen Tag? Wer red't denn so'n dumm Tüg?“

„Na, Riezler sagte so was!“

„Riezler is 'n ollen Esel! Als he so lütt war, hat he ol gequiekt! Och Gott, un se jin all beed so lieb un süß! Woll'n Er se denn mal ansehn, Jungherr?“

„Jetzt kann ich nicht, Frau Riezlerin! Morgen oder übermorgen!“

Riezler war neben das Pferd getreten. Hans Joachim

sprang ab. Ein Lehrling mußte den Brauen langsam auf und ab führen.

„Eure Frau sagt, Ihr wart 'n offen Esel, Riezler,“ lachte Hans Joachim.

„Dat seggt sie immer, Jungherr! Aber se schmeert mir deswegen doch de dicksten Butterbrötel!“

„Na, denn hat's ja nichts zu sagen!“

„Gar nischt, Jungherr! Dat sin so Chelomplementer!“

Alle drei lachten herzlich.

Dann zog Hans Joachim den Schmied in das Innere der Werkstatt.

„Sind wir hier allein, Riezler?“

„Jo, wie de Müs in de Kirchen!“

Hans Joachim dämpfte trotzdem seine Stimme, als er fortfuhr:

„Riezler, es geht was vor!“

„Wat denn?“

„Sie wollen uns an den Kragen, mir wenigstens, und wenn mich nicht alles täuscht, auch der Aeltistin in Hohenbergen!“

„Wat?“ In den Augen Riezlers sprühte es auf, wie Funken vom glühenden Eisen sprühen. „Wat? De offen Dam' woll'n se an den Kragen?“

„Etwas Sicheres weiß ich noch nicht, Riezler, aber es scheint so!“

In kurzen Worten erzählte er von der Sendung Wellingerodes nach Hohenbergen.

„Ah,“ sagte Riezler, als der Jungherr geendet, „dat sin de, wo hüt hier durchkommen sin! Jo jo, funzig Reiter un een Reiserwagen!“

„Stimmt, stimmt!“

„An drei Reiter sin wedder zurückgetraht, — auf der Straße nach Magdeburg zu —“

Hans Joachim horchte auf.

„Zurückgetraht? Nach Magdeburg zu?“

„Jo, jo, Jungherr! Se möien eenen besonderen Befehl kregen un utoführen han —“

„So?“

„Jo, denn se sin in hellem Galopp davongejagt!“

„Om, hm!“

Hans Joachim schweig einen Augenblick. Ihm war kein Zweifel, daß die Zurücksendung der drei Reiter, von der der Schmied erzählte, irgendwie mit seiner eigenen Person und dem Gespräche mit Wellingerode in Verbindung stehe.

„Riezler,“ sagte er dann, „wir müssen die Augen offen und uns parat halten! Sie wollen uns was!“

„Wir sin immer parat, Jungherr! Saten Se se man kommen! De Binauschen un de Lihbuerischen un de Hohenberger un all de anneren ringsum — da kömmt se altmärtische Dickköpp kennen lernen!“

„Habt offene Augen, Riezler! Wenn ihr von irgendwelchem Sturm läuten hört, so faßt ihr jeden Franzosen, dessen ihr habhaft werden könnt, und seht ihn fest! Vermeidet alles Blutvergießen, wenn's sein kann, — aber laßt keinen entschlüpfen, denn wir brauchen sie als Weiseln! Und“ — eine starre Entschlossenheit klang aus Hans Joachim's Stimme — „wenn sie einem von uns ein Paar krännen, so fallen die Gefangenen bis auf den letzten Mann! Habt Ihr mich verstanden, Riezler?“

„Jo, jo, Jungherr! Det Kroppzeug soll uns nich entwischen!“

„Und habt scharf Obacht auf Hohenbergen! Wenn man es wagen sollte, sich an der Aeltistin zu vergreifen, dann —“

„Denn marschieren wir nach Magdeburg, un keen Sieen bleibt do up den anneren!“

Und krachend fuhr der schwere Schmiedehammer auf den Amboss nieder, daß der Boden dröhnte.

„Mühig Blut, Riezler! Nach Magdeburg können wir nicht marschieren, dazu sind wir nicht stark genug, und es würde uns gehen, wie dem Oberst von Katte vor drei Jahren! Aber die Aeltistin darf auf keinen Fall in den Händen der Franzosen bleiben, — sie muß befreit und über die preussische Grenze in Sicherheit gebracht werden!“

„Dat soll woll sin, Jungherr! Die Domina kregen sie nich!“

„Ich wette jetzt selbst hinüber nach Hohenbergen, um zu erfahren, was eigentlich los ist! Ich komme auf dem Rückwege wieder vorbei und sage Euch Bescheid.“

Er schwang sich aufs Pferd. Dann drückten sich die beiden Männer die Hand.

„Abjäs, Riezler!“

„Abjäs, Jungherr!“

„Kopp oben!“

„Kopp oben!“

In schlanlem Trabe, nachdem er noch einen Gruß zu der am Fenster stehenden jungen Frau hinaufgeschendet, ritt Hans Joachim davon.

Riezler aber legte schleunigst das Schwarzfell ab, wusch sich, zog eine Jacke an und ging eilenden Schrittes dem Dorfe zu. Auf die Frage seiner Frau, was er denn habe, gab er nur die kurze Antwort:

„De Wiver möien nich allens weeten!“

Und schon war er auf und davon, nachdem er der schmollenden Frau einen herzhaften Kuß auf die roten Lippen gedrückt hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Automobil.

Stizze von J. Mawitsch. Deutsch von Marie Bismert u. H.

Wassil Sisojewitsch Toporkow, Angestellter im Galanteriewarengeschäft der Firma „Strumpfband & Co.“, ging nach dem Pfingstbazar, der im Moskauer Weisklub abgehalten wurde, und nahm, wie viele andere Leute, ein Lotterielos für fünfundsanzig Kopelen. Ihm sollte der Hauptgewinn zufallen, der in einem Automobil bestand. Toporkow glaubte im ersten Augenblick, vor Glückseligkeit den Verstand verlieren zu müssen.

Sein Los hoch in der Hand haltend, stürzte er durch den großen Saal, klopfte sich mit der anderen Hand auf die Brust und rief laut, daß niemand es überhören konnte:

„Ich bin es, der das Automobil gewonnen hat, bitte, lassen Sie mich durch!“ Den ganzen Vorlauf, den er für die Festtage gewonnen hatte, verwendete er nun, um eine Garage zu mieten, Benzin für den Motor zu kaufen und dem Chauffeur eine Anzahlung zu machen, der sich verpflichtete, die Maschine bis Pfingsten tadellos in Gang zu bringen.

Die Tage vergingen dem Automobilbesitzer wie im Traum, und sehnsüchtig erwartete er stets den Abend. Sofort nach Schluß der Magazine eilte er nach der Garage, besichtigte seinen Schatz von allen Seiten, setzte sich ins Gewand und verbrachte dort manche Nacht schlafend, ohne seine Wohnung aufsuchen zu wollen.

In aller Herrgottsfröhe wachte er auf, warf den Rod ab, stieg aus und begann mit einem Lappen jeden Griff und jede Schraube sorgfältig abzuwischen. Nach Vereinbarung kam der Chauffeur jeden Abend, um den Motor zu untersuchen und im Antwort zu geben auf all die unzähligen Fragen, die an ihn gerichtet wurden.

Wade und erköstigt stellte sich Toporkow nach der Morgenarbeit in seinem Laden ein und knüpfte mit jedem Menschen ein Gespräch über das Automobil an. Wollte jemand Gummiband kaufen, dann ließ es:

„Gummiband? O, recht gern! . . . Wissen Sie, Gummi ist jetzt außerordentlich gestiegen. Ich kann es Ihnen als Spezialist sagen, denn sehen Sie, ich besitze ja selbst ein Automobil. Die Gummireifen sind von der Fabrik „Klamm“, aber was sind das auch für Reifen!“

„Lassen Sie sich, gnädige Frau, von der matten Farbe der Perlenborde nicht abschrecken, auf meinem eigenen Automobil ist die Polster auch in diesem gedachten Ton, und dabei ist es doch ein Kraftwagen erster Güte!“

Je näher das Fest rückte, desto ungeduldiger wurde Hans Herr Strumpfband auf Toporkow, bis er ihm eines Tages sagte:

„So öden Sie doch die Käufer nicht andauernd mit Ihrem Automobil an! Ich kann es nicht mehr anhören. Entweder tut man seine Berufspflicht oder etwas anderes.“

Toporkow war beleidigt. Er verließ seinen Platz hinter der Tonbank, trat vor den Chef, legte den Daumen der linken Hand hinter den Westärmel und sprach mit lebhafter Gesticulation der rechten Hand:

„Wer über einen kapitalen Besitz verfügt, darf sich auch erlauben, darüber Bemerkungen zu machen. Im übrigen halten Sie es, wie Sie wollen.“

„Was, Sie wollen fort? Da muß ich Ihnen doch erklären, daß Sie das erst übermorgen tun können, wenn das Magazin vor Pfingsten geschlossen wird. Dann mögen Sie zu allen Teufeln gehen.“

„Warum denn erst übermorgen? Wir — leisten es uns auch heute schon, wenn es uns beliebt, und pressen auf alle Rechte.“

„Das steht Ihnen nicht zu, und Sie dürfen bei dem lebhaften Preisvertrieb Ihren Posten nicht verlassen.“

„Sie dürfen aber für sich weiblich sorgen und ich nicht! Erlauben Sie, daß ich Ihre Hand zum Abschied drücke.“

Wassil Sisojewitsch reichte mit Würde den Hals, drehte sich auf dem Absatz um und umschrieb mit der Hand grazios einen Balken in der Luft.

Der Chef ergriff seine Hand und hielt sie fest.

„Aber Mensch, Toporkow, so stellen Sie sich doch nicht an! Ich rede doch ganz gelassen mit Ihnen. Jetzt gerade, wo

wir eine so heiße Zeit haben und die Käufer eilig sind, kommen Sie jedem mit Ihrem Automobil! Ich habe Sie doch nicht beim Fragen gepackt und herausgelesen, sondern Sie nur aufmerksam machen wollen, daß Sie sich und andere nicht aufhalten möchten."

"Besten Sie so sprechen, so ist es schon was anderes! Sie wissen sich aber dennoch merken, daß jeder Eigner ein Unabhängigkeitsgefühl besitzt. Ebenso wie Ihre Gedanken sich an das Geschäft heften, sind meine beim Automobil. Jedem ist das Seinige teuer, aber ich will dennoch Ihre Bitte berücksichtigen."

Der erste Pfingsttag sollte den Triumph Toporlows besiegeln. Es war acht Uhr morgens, als er mit dem Automobil nach der Iwerskaja fuhr. In dieser ungewöhnlich frühen Stunde war noch kein anderes Auto zu sehen. Die Kirchenglocken erklangen. Auf der Iwerskaja bewegte sich viel buntes Volk, Männer mit roten Domben, Frauen mit gelben Mänteln. Alle schauten nach dem Automobil hin. Einige Polizisten salutierten ehrerbietig. Toporlow war trunken von all den Ehrendigungen und machte seinen Empfindungen Luft durch die Hupe.

Gegen zehn Uhr morgens jagte er an das Haus seines Chefs heran. Er verließ das Automobil, beglückte es von allen Seiten, besahe die Reifen, und ohne den Gruß der Leute zu erwidern, die sich um seinen Kraftwagen grubierten, ging er stolz nach der Wohnung des Herrn Strumpfband.

Dort sah die ganze neugierige Familie an der Festtafel und frühstückte. Wassili begrüßte alle und zuletzt die älteste Tochter des Hauses, Aglaja, die sich mit einem hellrosa Kleid ausgereicht hatte. Der Gast folgte der Aufforderung, am Tische Platz zu nehmen, und sagte:

"Ich kam natürlich in meinem „eigenen“ her (er hielt es für überflüssig, noch das Wort Automobil hinzuzufügen, das er bei allen als selbstverständlich voraussetzte). „Ja, ich muß mich selbst rühmen, daß der Motor ganz hervorragend funktioniert, und darin steht ja bei jedem Auto der Hauptwert!"

"Sie sind wirklich ein Glückspilz! Solch ein junger Mann und kann schon in eigenem Automobil einherstolzen. Jetzt fehlt Ihnen nur noch eine Braut mit ansehnlicher Mitgift!" bemerkte der Hausherr.

"Daran habe ich auch schon gedacht," erwiderte Toporlow und schickte nach Aglaja hin. „Ich darf sogar behaupten, den Gegenstand meiner Wahl gefunden zu haben."

"A, sieh mal einer an! Wer war denn das?" rief der Familienvater aus.

"Das ist noch ein Geheimnis. Zunächst wollte ich Sie und Ihre geehrte Familie in meinem „eigenem“ Wagen fahren, und dann entschloß ich mich Ihnen vielleicht manches, denn der erwähnte „Gegenstand" heißt Ihnen nicht ganz fern."

Einen Blick auf die älteste Tochter richtend, streich Herr Strumpfband sich gedankvoll den Bart und senkte, wie üblich, leicht sein Haupt.

"Warum nicht," sprach er gedehnt, "Sie sind ein achtenswerter junger Mann, und vermögliche Eltern werden Ihnen mit Vergnügen ihr Kind anvertrauen."

Es war nicht leicht, die ganze Familie „Strumpfband & Co." im Automobil unterzubringen. Zwei Wörner, zwei Zwölfstündlicher, die Köchin, das Stubenmädchen mußten dabei behilflich sein. Mehr als zehn Menschen kam das Automobil nicht aufnehmen, und so mußte der jüngste Sohn zu Hause bleiben. Als der Kraftwagen sich in Bewegung setzte, glück er einer Gemütskur mit allerlei buntem Wohl. Wassili ließ die Hupe ertönen, daß es weit hinaus dröhnte. Alle Leute sahen sich auf der Straße nach dem Auto um, und das Herz Toporlows sprang dabei vor Freude. Er kam sich als der Glückliche, Vereidenswerteste in ganz Moskau vor. Aber das Glück ist ja so launisch! Bald wachte der arme Toporlow selbst nicht, was sich eigentlich zutragen hatte.

Erst war ein entsetzlicher Stoß zu spüren, der ihn vom Automobil in den Schmutz hinausgeworfen hatte. Aus den aufgeschwollenen Augen konnte er nur noch einen klüchtigen Blick auf die herausstehende zahlreiche Familie Strumpfband & Co. werfen.

Fünf Tage nach Pfingsten sah er in seinem bescheidenen Zimmer mit einem Verband am Halse und am Arm. Auf dem Tisch lag eine Aufforderung von seinem Polizeirevier. Er schloß, aber nicht so sehr über die Schmerzen der Glieder, als über die tiefe innere Enttäuschung.

In einer Anschlagssäule hatte sein Automobil den verhängnisvollen Stoß erlitten, und jetzt stand es auf dem Hof der Feuerwehr. Der Chauffeur konnte zweimal am Tag nach seinem Lohn und macht auch noch Skandal, denn das Auto sollte nach einer Garage überführt werden, wo für einen Monat Miete im voraus zu bezahlen wäre.

Für die Reparatur des Autos wurde sodann eine Summe verlangt, die durch das halbjährige Gehalt Toporlows noch nicht gedeckt wurde.

Bald nach der Katastrophe hatte er schon versucht, bei seinem Chef um die Hand Aglajas anzuhaken, wodurch er auch in den Besitz eines Vermögens zu gelangen hoffte, das ihn die Instandsetzung und Weiterbenutzung des Automobils ermöglichen würde. Er erlitt aber eine gründliche Wutkur.

"Vor ganz Moskau haben Sie uns blamiert, ich danke Ihnen für Ihre Autofahrt und für Ihren schmeichelhaften An-

trag. Sehen Sie mal in den Spiegel, ob jemand in solch einem Zustande, mit aufgeschwollenen Augen, mit verbandenen Gliedern, jemals als Freier in ein eheliches Bündnis getreten ist!"

Das war die Antwort seines Chefs. Ihm selbst blieb nichts anderes übrig, als — das Automobil zu verkaufen. Verwerber stellten sich zwar vielfach ein, aber ihr Angebot verfehlte Toporlow in helle Enttäuschung.

"Was wollen Sie geben, 2000 Rubel, während der Motor allein 7000 kostet! Das ist ja Raub!"

Die Leute waren aber eigenfützig. Und als sich endlich einer fand, der 3000 Rubel zahlen wollte, machte Toporlow eine Geste des Bedauerns, senkte und willigte feuchtem Auges ein.

Er mochte über das Automobil gar nicht mehr sprechen, fragte ihn aber jemand teilnahmsvoll danach, dann antwortete er ädzig:

"Dies Automobil war mein Ruin. Es kostete mich 4000 Rubel."

Der Einschränkung-Kalender.

Von Alfred Bratt.

Zeit wir im Kriege leben — es ist zwar nicht mehr besonders originell, eine Betrachtung so zu beginnen, aber was soll man machen? — Also: seit wir im Kriege leben, hält sich aus unerklärlichen Gründen jedermann für berechtigt, irgendeine „Erfindung" zu machen und zum besten zu geben. Auf allen Gebieten wird, in allen Ländern, seit Jahr und Tag drauflos erfinden, angefangen vom kleinsten Bildverderber zur Herstellung einer Erbsapfelmilch bis zur größten und grauigsten Kriegsmaschine. Da bei dieser Erfindertätigkeit häufig nur das Fleisch willig, der Geist aber schwach ist, gibt es darunter natürlich nicht nur Einfälle, sondern auch Meisfälle. Zum geistigen — nicht zum moralischen — Lobe der Menschheit muß jedoch gesagt werden, daß in den letzten drei Jahren Vieles tatsächlich „erfunden" wurde, und wenn man die Summe all dieser mehr oder weniger müßigen Ideen — zu denen auch mancher „Ersatz" gehört — für wirklich ersprießliche Zwecke gebraucht hätte, wäre die Welt zu loben und zu beneiden. Nach dieser kleinen Vorrede wird man mir hoffentlich verzeihen, wenn ich zum Zweck der Uebung sonne und in aller schüchternen Ergebenheit verrote, daß auch ich — man höre und staune — eine kleine Erfindung gemacht habe.

Eine ganz kleine, ganz bescheidene Erfindung allerdings, sozusagen nur ein Erfindungsgehörn, das in keiner Weise mit einem Kaiserstuhl, einer Delfinisch-Doppel-Holz-Kriegs-Schuh-Sohle oder einem alaskischen Gefäß in Wettbewerb treten konnte. Wer andererseits immerhin eine Erfindung, deren Idee vielleicht doch wert ist, fünf Minuten lang angehört zu werden.

Ich habe mir nämlich vorgenommen, den Kalender zu verbessern!

Man wende nicht voreilig ein, daß erstens unser bisher und heute noch gebräuchliches Kalenderstystem ganz gut, praktisch und zufriedenstellend ist, und daß zweitens auch auf diesem Gebiete in letzter Zeit mancherlei angestrebt wurde. Ich weiß all dieses selbst ganz genau. Besonders die Franzosen, die ja immer die Welt auf irgendeine Weise glücklich machen müssen, haben in den letzten Monaten Kalenderreformen vorgeschlagen, ein würdiges Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wollte sogar im radikalen Kalenderzorn alle Monate, Wochen und Sonntage abschaffen, was immerhin eine Neuheit gewesen wäre. Ich aber will das Kalenderstystem selbst unberührt lassen und nur den literarisch-wissenschaftlichen Schmuck umgestalten.

Ich denke dabei an jene in allen Familien, Hotels, Bureaus ufr. beliebten Mond-Kalender, bei denen jeder einzelne Tag sich auf einem besonderen großen Blatt breit machen darf, das dann irgendeine historische Erinnerung, einen weisen Spruch, am häufigsten aber ein Küchenrezept als kostenloser Beigabe enthält.

Diese Kalender also, die ja die überwiegende Mehrzahl innerhalb der Kalenderwelt darstellen, waren bisher entweder langweilig oder dumm oder — unmoralisch.

Langweilig ist es, jeden Tag zu lesen, welchen Fehler die Politik genau vor hundert oder fünfzig Jahren gemacht hat. Dumm ist es, beim Betrachten des Kalenders zu erfahren, daß z. B. die palagonischen Weiber einen zwei Meter und vier Millimeter hohen, kornförmigen Kopfschmuck tragen. Am häufigsten sind aber, wie gesagt, die richtiggehend unmoralischen Kalenderbemerklungen, die eine schämmere Wirkung auszuüben vermögen, als man gereizt sein denken darf.

Man befindet sich z. B. in einer kleinen Kammer, wirt einen Blick auf den Kalenderblock und liest einen herrlichen Ratsschlag über die Tugenden des modernen Wechselrechts. Schwache Gemüter — und wer gehört, ehrlich gesagt, nicht zu ihnen? — verwenden man den Tag dazu, eine Wechselverpflichtung einzugehen, was immer unmoralisch und gewöhnlich auch verwerblich ist, da die Wechsel die unangenehme Eigenschaft haben, an einem anderen Tage wieder eingelöst werden zu müssen, an dem der Kalender dann keinen Rat aus der Vergangenheit weiß. Geradezu verbrecherisch sind jedoch die häufigsten Kalender, nämlich die mit Kochrezepten. Sogar jetzt noch gibt es ihrer unzähligenweise eine ganze Menge, die erzählen, daß ein bescheidenes Mittagmahl am Dienstag aus Spargelsuppe, einem Champignonwischengericht, Sammelende mit

geschmittenen Brautkranz und einem Neglignabbing zu befehlen hat. Diese Kalender halten in der Menschheit eine ebenso ungeschickte wie schwer zu beirrigende Freigier aufrecht. Sie führen dazu, daß 80 Prozent der Menschen über ihre Verhältnisse leben oder leben wollen oder zumindest ewig anzukommen sind. Diesen Kalendern wage ich die Schuld daran zuzuschreiben, daß die moderne Menschheit immer unbehaglicher hat bekommen würde. Sie sind eine ewige Quelle der Beschämung und sollen uns die neue Friedenszeit — falls eine solche überhaupt jemals kommt, nicht wieder verderben.

Der von mir erwähnte Kalender, auf den ich jetzt trotz aller angelegenen Bescheidenheit zurückkommen muß, sieht das genaue Gegenteil vor. Er verbindet das Morakische mit dem Historischen und Praktischen, indem er nach den getrennten Aufzeichnungen der Kriegskronik jede der zur Kriegszeit angeordneten Einschaltungen am Tage ihrer feinerzeitigen Herausgabe verzeichnet. Das ist die ganze Erfindung, und ich glaube, daß sie erstens wirklich neu ist und zweitens unweifelhaft die segensreichsten Wirkungen zur Folge haben dürfte. Der neue Kalender soll nicht mehr und nicht weniger, als mit dem billigen und gefährlichen Märchen der sogenannten „guten alten Zeit“ ein für allemal aufhören. Dieses Märchen beruht im Grunde ja nur auf dem merkwürdigen Talent der Menschen, das Unangenehme verblüffend schnell zu vergessen, alles Angenehme hingegen in fortwährender riesenhafter Vergrößerung in der Erinnerung zu bewahren und zu pflegen. Die selbstverständliche Folge hiervon ist, daß man sich immer unbehaglich fühlt, daß man immer immer ungestillten, zu allerlei Ueberbeteiligungen führenden Sehnsüchten nachhängen muß. Wer spricht z. B. jemals von der berühmten magenen spanischen Suppe, die sicherlich kein schwächerer Hochgenuss war? Kein Mensch. Dagegen erinnert man sich an die Herrlichkeiten des Südkais mit einer Genauigkeit und Anschaulichkeit, als hätte man selbst schonmal an seiner überladenen Tafel gesessen. Und wer trägt an diesen ewigen Nabel die Schuld? Der bisherige Wochenkalender. Er erzählt uns von köstlichen Gerichten, so daß man höchst mißgestimmt seine Nachhaken beim bisherigen Nahrungsvorsatzung. Mein Einschaltungs-Kalender aber macht diesen unwürdigen Zustand ein radikales Ende. Wer ihn zu Hause aufhängt und an jedem Tag im fünfzigsten Frieden einen Blick darauf wirft, wird seinem Herrgott danken müssen, daß er ihn gefahrlos über alle Mühen schreiten und die Köstlichkeiten der sich langsam wieder besehenden Zeiten erleben ließ.

Der Besitzer meines Kalenders wird beim Morgenkaffee mit Ehrhardt seine beiden trockenen Weißbrötchen verzehren und sein Tagewerk frohlich beginnen, denn er wird dank meiner Erfindung das Gelingen des Kriegsbrottes sehen, unter dessen Baum er jahrelang gestanden hat. So wird es dem Kalenderbesitzer in allem und jedem ergehen. An jedem neuen Tage wird er sein Leben köstlich finden, und wenn er einmal Kummer oder Sorgen hat, wird ein Blick auf das betreffende Kalenderblatt genügen, um ihn einwandfrei zu Gemüte zu führen, daß er keineswegs berechtigt ist, irgend eine Klage laut werden zu lassen.

Man führe also sofort nach Kriegsschluss beherzt den „Einschaltungs-Kalender“ ein. An Material für die 365 Tage wird es ganz bestimmt nicht fehlen. Die Menschheit aber wird wieder beschiden, zufrieden und ehrentätig werden, wie es sich ja nach all ihren schweren Sünden verdient.

Während ich verharre mich dafür, daß mein Kalender das einzige zuverlässige Mittel zur dauernden Erhaltung des Weltfriedens ist. Denn welcher Minister, der diesen Kalender besitzt und beachtet, wird es jemals noch wagen, an irgendwelche kriegerische Entwicklung zu denken? . . .

Vermischtes.

* Das „Siedlungswerk“ des Heimatshubes. Eine der wichtigsten, sofort nach dem Kriege zu unternehmenden Aufgaben wird in der Errichtung von Kleinsiedlungen, Kriegerheimstätten und Umsiedlungen bestehen. Da hierbei sowohl Zeit wie Geld ganz besonders kostbar sind, bereitet der Deutsche Bund Heimatshub bereits jetzt unter dem Sammelnamen „Siedlungswerk“ eine umfassende Literatur vor, die alle Erfahrungen auf diesem Gebiete, alle neuen Ertragsergebnisse usw. systematisch geordnet darstellt, um unsichere Versuche und die durch sie bedingten Verluste unmöglich zu machen. In diesem Zweck wurde die Siedlungstätigkeit unserer Vorkrieger nach Tausenden berühmter Musterortlagen erkörcht, und auf Grund der zahlreichen Studienreisen in dieses Material mit der Theorie und Praxis der neuesten Grundlagen für Kleinbauwesen und Siedlungsanlagen in Einklang gebracht. Den vier Bänden des Siedlungswerkes soll ein Einführungsband von Steinmetz voransprechen: „Grundlagen für das Bauwesen in Stadt und Land, mit besonderer Rücksicht auf den Wiederaufbau in Ostpreußen.“ Am schon jetzt die Zeit anzukommen, wird der Deutsche Bund Heimatshub noch während der Fertigstellung des eigentlichen Werkes die Vorträge von Einzelheiten durchzuführen.

* Das Scheitern der Frauenarbeit in Italien. Auch in Italien sah man sich infolge der dauernden Vermehrung

von Kriegswunden und Ministerialabteilungen einseitig, der schließlich gezeigten Einsichtungen andererseits genötigt, eine Art Zwitterdienst einzuführen. Unter großem Missverständnis wurden die Frauen zum Eintritt in die Wehr aufgefordert, und es wurden ihnen gleich im voraus die wunderbarsten Lobeshymnen gesungen. Wie vorzeitig aber diese Freude in Wirklichkeit war, beweist eine Ausrufung des Reapeter Mattino: „Die Zahl der weiblichen Beamten im Kriegsministerium hat an erschreckender Weise zugenommen. Entsetzt darüber, weil es sich um einen vollkommenen Mißerfolg handelt, denn diese weiblichen Arbeitskräfte, mag man ein Mangel von Kultur daran schuld sein, oder mögen andere Gründe in Betracht kommen, die wir nicht näher nennen wollen, haben sich als vollkommen unfähig erwiesen. Der Kriegswind hat daher die Weiblichkeitsleiter beauftragt, sich von den Angehörigen des weiblichen Heeresdienstes zu trennen und zum Ersatz Soldaten von der Front zurückzurufen.“

Büchertisch.

— Brief, Clara, Im Garten der Jugend. Mit 4 Hochdruckbildern und 19 schwarz-weißen Zeichnungen von Käthe Dymann. 168 Seiten. Gebunden 3 Mark. R. Thiensmanns Verlag, Stuttgart. — Clara Brief verfügt über das feinste Talent, mit der Jugend zu denken und zu fühlen und ihr einfache und doch überzeugende Geschichten zu erzählen. Die farbigen Bilder werden das Gutes der jungen Leser und Leserinnen sein.

— Brochhaus, P. Von Schelmen und drolligen Käuzen. Lustige Geschichten gesammelt und neu erzählt. Mit 16 Tombdruckbildern von Leo Bauer. 128 Seiten. Gebunden 2,50 Mark. R. Thiensmanns Verlag, Stuttgart. — In diesem prächtigen Werk werden alte lustige Geschichten wieder lebendig, wie sie im späteren Mittelalter von Mund zu Mund gingen. Der Sinn für einen gefunden und unwürdigen Humor ist ein altes deutsches Erbe. Und diese alten Schwänke und Schmarren veralten nicht. Eine Menge herrlicher Begebenheiten, Späß und Schabernack aller Art werden hier erzählt, Geschichten und Anekdoten, die neben dem Originellen auch stets einen tieferen Sinn bergen.

— Dichtungen für Schule und Haus. Von Georg Loefche, Verlag Franz Eher & Co., Dresden. Preis 30 Pfennig. Der bekannte Wiener Kirchenhistoriker bietet hier für Schule und Haus zehn schwingvolle Dichtungen, die die Hauptereignisse im Leben des Reformators und doch seine ganze Persönlichkeit in die Erscheinung treten lassen, voll Liebe und dabei nicht ohne Kritik; Eingeweihte werden die Bewertung auch der neuesten Lutherforschung erkennen. Der Reiztrag ist bestimmt für den Lutherverein zur Erhaltung der deutschen evangelischen Schulen in Österreich.

— Das neue Favorit-Moden-Album für Herbst und Winter 1917. Preis 80 Pfennig (Verlag Internationaler Schnittmanufaktur, Dresden-N. 8) ist jedoch erschienen. Das beliebte Modenbuch wird jetzt, wo die Frauenwelt sich wieder um die Bekleidung der Winterzeit sorgt, ein sehr willkommenes Berater sein. Die Abbiegen eines sehr gewählten deutschen Schneidervereins sind in diesem erfolgreichsten deutschen Modenbuch mit den modischen Vorlagen für zweckmäßige, formidone, leichte und preiswert selbst herzustellende Kleidung. Durch die für alle Modelle erhältlichen und als Qualitätsmarke allgemein anerkannten Favorit-Schnittmuster wird die so sehr geschätzte Hilfe für Selbstverfertigung, aber auch Umänderungen und Nachherichtung gelohnt, für die die Frauenwelt jetzt ein so begriffliches Interesse hat.

— Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Organ des Verbandes für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Schriftleitung: Clara Sander, Else Wimmighaus, beide in Köln. Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefen in doch Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Stahlradpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 Mk., fürs Halbjahr 3 Mk. Probehefte unberechnet und portofrei.

Silberrätsel.

a ad bal ben ber hu dann e e or gen gold han ka kad la lei mar ne ne ne ni no o ot, re, si seche schran sten to zar

Aus vorstehenden 33 Silben sind 9 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. bekannter Feldherr des Altertums, 2. Baum, 3. weiblicher Vorname, 4. Tierstamm, 5. männlicher Vorname, 6. Musikinstrument, 7. Gestalt der griechischen Sage, 8. heidnischer König, aus der Bibel bekannt, 9. Holzerwerkzeug. Sind die richtigen Wörter gefunden, bezeichnen die Anfangsbuchstaben eine bekannte preussische Insel.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Silberrätsels in voriger Nummer.
Reisel, Stab, Gend, Steuer.
R eischaubener.